

Pastorin sein Ende der neunziger Jahre.

Von der Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen im Verhältnis der Geschlechter

Uta Pohl-Patalong / Elisabeth Schmidt-Brockmann

Die Einführung der Frauenordination - je nach Landeskirche in den fünfziger, sechziger oder siebziger Jahren - stellte einen der wesentlichen Erfolge der kirchlichen Frauenbewegung dar. Nachdem die ersten Pastorinnen zunächst noch gewissen Einschränkungen unterworfen waren, sind sie mittlerweile in allen Landeskirchen ihren männlichen Kollegen gleichgestellt.¹ Mehr und mehr Frauen ergreifen inzwischen diesen einstigen Männerberuf, wobei diese Entwicklung in der Großstadt stärker zu beobachten ist als in ländlichen Gebieten. So wird Nordelbien bereits als "Frauenkirche" bezeichnet.²

Wieweit wir mittlerweile eine Kirche sind, in der Frauen neben den gleichen Rechten auch real die gleichen Chancen und Einflußmöglichkeiten haben wie Männer, reflektieren wir in diesem Artikel. Wir fragen danach, was in den letzten Jahrzehnten von und für Frauen erreicht und noch nicht erreicht wurde und stellen unsere Einschätzung der gegenwärtigen Situation von Pastorinnen dar.³ Gleichmaßen notwendig wie gewollt ist dies eine subjektive Sicht eines komplexen Feldes, das individuell äußerst unterschiedlich und also auch ganz anders erlebt werden kann als hier beschrieben. Dafür dürfte neben persönlichen Prägungen auch das Alter bzw. die Zugehörigkeit zu einer 'Pastorinnengeneration' eine wichtige Rolle spielen. So war uns gerade unser Gespräch als zwei Frauen unterschiedlichen Alters wichtig, in dem unsere jeweiligen Erfahrungshintergründe und Perspektiven deutlich wurden, wir uns aber in der Analyse und Bewertung gegenwärtiger Prozesse überraschend einig waren. Kennzeichnend für die Situation ist u.E. ihre Ambivalenz: Vieles ist bereits erreicht, anderes steht noch aus, widersprüchliche Entwicklungen und Phänomene stehen nebeneinander, so daß die gesamtgesellschaftlich gültige Formel von der 'Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen' für das Verhältnis der Geschlechter in der evangelischen Kirche in besonderem Maße zutrifft.

Bereits der Blick auf die Statistik zeigt ein ambivalentes Bild. Knapp ein Viertel der Ordinierten in Nordelbien sind Frauen,

wobei erwartungsgemäß ihr Anteil bei den jüngeren Altersgruppen zunimmt.⁴ Dabei zeigt ein Vergleich der Sprengel Nordelbiens, daß die Großstadt Hamburg relativ wie absolut einen höheren Frauenanteil aufweist als die ländlich bis kleinstädtisch geprägten Sprengel Schleswig und Lübeck. Erst recht zeigt sich der Unterschied zwischen Stadt und Land in den kirchlichen Leitungsfunktionen. Ein Fünftel der Kirchenkreise Nordelbiens - die meisten von ihnen liegen im Großraum Hamburg - werden von Pröpstinnen geleitet. In dieses Bild fügt sich auch die Wahl der Bischöfin für den Sprengel Hamburg. Die wachsende Zahl gleichgeschlechtlicher Leitungspersonen dürfte für Pastorinnen auch subjektiv Auswirkungen auf ihr Selbstbewußtsein haben und das Bewußtsein verringern, als Frau im geistlichen Amt etwas Ungewöhnliches zu repräsentieren. Das Gleiche gilt für Vikarinnen, die eine Anleiterin oder Mentorin in ihrer Ausbildung erleben. Ähnlich dürfte sich auswirken, daß mittlerweile gerade in der Großstadt die Chance für Pastorinnen relativ groß ist, auf einer Stelle schon eine Vorgängerin gehabt zu haben und nicht die Pionierarbeit der Akzeptanz ihres Geschlechts leisten zu müssen. Besonders in den Städten ist die Existenz von Pastorinnen für viele mittlerweile eine Selbstverständlichkeit, obwohl nahezu jede Pastorin auch einzelne verwunderte oder kritische Anfragen erleben dürfte.

Auf der anderen Seite darf nicht übersehen werden, daß die Schwelle von 20 % noch nicht weit überschritten ist, unterhalb derer von einem "Männerberuf" gesprochen wird. Denn "erst ab einem Anteil von ca. 20 % kann insofern von einer 'kritischen Masse' der jeweiligen Minderheit gesprochen werden, als damit auch die Möglichkeit einer teilweisen Einflußnahme auf die bestehenden Inhalte und Strukturen des jeweiligen Berufsfeldes gegeben ist."⁵ Richtet sich der Blick dann auf die konkreten Arbeitsverhältnisse, wird die Einschätzung als "Frauenkirche" erst recht in Frage gestellt. Während die Pastorinnen im Alter über 50 noch fast alle eine ganze Stelle innehaben, sind viele der jüngeren Frauen aufgrund gesetzlicher Vorgaben (Teilung mit dem Ehemann) oder auch freiwillig (meist um Familie und Beruf zu vereinbaren) teilzeitbeschäftigt. Insgesamt arbeitet weniger als die Hälfte der Pastorinnen auf einer Vollzeitstelle. Immer noch nehmen im wesentlichen Frauen Erziehungsurlaub, wenn Kinder versorgt werden müssen. Auffällig ist auch, daß der Anteil von Frauen auf übergemeindlichen Stellen mit 35 % wesentlich höher

liegt als an Gemeindestellen mit 19 %.⁶ Da bei ersteren die Chance auf Abgrenzbarkeit höher liegt, dürfte auch hier die stärkere Orientierung von Frauen an der Familie wirksam werden. Gleichzeitig können sich Frauen aber auch weniger als Männer an dem traditionellen auf die Ortsgemeinde ausgerichteten Pastorenbild orientieren und sind zu eigenen Neuentwürfen genötigt, die einerseits verschiedene Richtungen einschlagen können, andererseits häufig den Wunsch zur Konzentration auf ein Arbeitsgebiet beinhalten. Dies hat zur Folge, daß in den Konventen häufig wieder 80 % Pastoren zu finden sind, Frauen damit eine "relative Minderheit" bilden.⁷

Aber auch bei gleichen Anstellungsverhältnissen sind Unterschiede in den Arbeitsgebieten und Schwerpunkten von Pastorinnen und Pastoren festzustellen, wobei uns nicht die individuellen Verschiedenheiten als solche problematisch erscheinen, sondern ihre geschlechtsspezifische Fixierung. Gerade in der Ortsgemeinde werden von Frauen häufig 'weibliche' bzw. 'mütterliche' Eigenschaften und Aufgaben erwartet und auch übernommen.⁸ "Entsprechend der Verberuflichung 'mütterlicher' Fähigkeiten, die sich im sogenannten 'weiblichen Arbeitsvermögen' zusammenfassen lassen, wird auch von Frauen im Pfarramt zunächst einmal angenommen, daß sie von Natur aus seelsorgerliche Fähigkeiten mitbrächten... Indem Pfarrerrinnen diesen Erwartungen entsprechen, erfahren sie Anerkennung und Lob und bringen auch tatsächlich etwas 'Farbe', Mitgefühl und Wärme in die pastorale Praxis mit ein. Auf der anderen Seite befestigen sie natürlich die geschlechtsspezifische Rollenteilung, verhindern eine Erweiterung des eigenen Repertoires, aber auch das der männlichen Kollegen."⁹ Den Frauen kommen "Mutterübertragungen" entgegen, die stärker von dem Anspruch an "Liebe, Versorgung, Verständnis usw."¹⁰ geprägt sind als die entsprechenden Vaterübertragungen, mit denen Pastoren konfrontiert werden, und bei Enttäuschungen auch in höherem Maße Aggressionen provozieren. Von Pastorinnen wird in höherem Maße als von Pastoren die Fähigkeit zu einem kommunikativen Leitungsstil erwartet - und gleichzeitig häufig von diesen auch gewünscht und erfüllt. Dies beinhaltet einerseits die Chance, daß Frauen im Pfarrberuf einen stärker partizipatorisch orientierten Leitungsstils vorantreiben, der von vielen gewünscht wird. Andererseits ist damit auch die Gefahr verbunden, Frauen wieder auf ihre traditionelle Rolle festzulegen und ihre individuellen Entfaltungsmöglichkeiten einzuschränken.¹¹ So

kommt eine Studie über die pastorale Praxis von Frauen zu dem Schluß: "Die bloß rechtliche Akzeptanz der Frauen in der pastoralen Arbeit hat eben noch nicht die tatsächliche Gleichstellung im Sinne gleicher Optionen und Zukunftsperspektiven gebracht. Strukturen, die sich im Laufe der Jahrhunderte aufgrund der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung ergeben und sich in der Ausprägung des traditionellen Pfarramtes, aber auch in den kirchlich vermittelten Leitbildern niedergeschlagen haben, stehen dem entgegen."¹²

Für Pastorinnen nicht weniger relevant dürfte ihre Situation unter den männlichen Kollegen sein. Insgesamt haben die Ablehnung der Frauenordination, Frauenverachtung, -diskriminierung oder die Tendenz, Frauen nicht ernst zu nehmen, stark abgenommen. Die Rede von der Gemeinschaft von Frauen und Männern in der Kirche und das Bemühen um sie haben vermutlich dafür eine wichtige Rolle gespielt, ebenso aber auch die Gewöhnung an die Kolleginnen und positive Erfahrungen mit ihnen. Herabsetzung von Frauen ist nicht mehr 'salonfähig' und wird häufig auch von Männern zurückgewiesen, wenn entsprechende Äußerungen noch auftreten.

Relikte hiervon aber sind - und dies ist die andere Seite - nach wie vor vorhanden, werden aber in der Regel indirekt oder versteckt geäußert. Der subtilere Charakter der Diskriminierungen erschwert es, sie als geschlechtsbedingt zu erkennen und als solche zu benennen. Dies wird verstärkt durch die immer noch vorhandene sozialisationsbedingte Tendenz von Frauen, sich Schwierigkeiten zunächst einmal selbst zuzurechnen. Möglicherweise wird die Wahrnehmung geschlechtsbedingter Diskriminierungen auch durch die Besetzung mancher Leitungspositionen durch Frauen gehemmt, da diese eine individuelle Verantwortlichkeit bei Problemen suggerieren. Dabei wird übersehen, daß die Existenz von Frauen in Leitungspositionen nicht automatisch Chancengleichheit für die Geschlechter bedeutet, denn immer noch müssen bei Frauen mehr karrierefördernde Faktoren zusammentreffen als bei Männern, um das Gleiche zu erreichen. Vor diesem Hintergrund erscheint die gegenwärtig häufiger zu beobachtende Tendenz äußerst problematisch, mit den bisherigen Veränderungen die Geschlechterthematik für erledigt zu halten. Frauen sehen sich mittlerweile gerade von Männern, die verbal die Chancengleichheit der Geschlechter vertreten, mit Sätzen wie "mit

dem Thema sind wir doch wohl jetzt mal durch" konfrontiert, wenn sie Geschlechterfragen thematisieren oder auf entsprechende Probleme hinweisen. Hier hartnäckig zu bleiben und nicht vor der Sorge zu kapitulieren, als 'zickig' abgestempelt zu werden, erfordert viel.

Aber auch bei Frauen findet sich die Ansicht, daß das Thema Geschlecht nicht mehr relevant sei. Die erreichten Veränderungen und das Fehlen offener Diskriminierungen (bzw. die individuelle Anrechnung der subtilen) läßt für sie die Sensibilität für Frauenfragen als überholt erscheinen. Der kämpferische Aspekt des Feminismus, der in der Regel durch Kränkungen erworben wurde und wird, ist gerade für jüngere Frauen oft nicht mehr nachvollziehbar, zumal wenn sie in den Ausbildungsinstitutionen bereits mit den von der Frauenbewegung initiierten Konzepten (Mädchenpädagogik etc.) aufgewachsen sind. Die feministische Betonung der Kategorie Geschlecht erscheint in dieser Perspektive überzogen und unangemessen. Entgegnungen wie "wir sind doch auch Menschen" signalisieren, daß sie das Geschlecht nicht mehr als den entscheidenden Bezugspunkt für ihre - persönliche und pastorale - Identität sehen. Möglicherweise ist der Rückgang des kämpferischen Feminismus auch dadurch beeinflußt, daß in der ersten Generation von Pastorinnen aufgrund des Pioniercharakters verstärkt Frauen diesen Beruf ergriffen, die von ihrer Persönlichkeitsstruktur stärker kämpferisch veranlagt sind, während mit zunehmender Normalität von Frauen in diesem Beruf sich das Spektrum vermutlich erweiterte. In jedem Fall aber reagiert die Tendenz, die Kategorie Geschlecht als weniger relevant zu bewerten, auf die faktische Ausdifferenzierung in Kirche und Gesellschaft, die sich gerade im Geschlechterverhältnis besonders deutlich zeigt. Das Erleben der älteren Pastorinnengeneration war zunächst von dem Kampf um ihre Akzeptanz geprägt, der sie mit anderen Frauen verband. Nachdem die rechtliche Gleichstellung erreicht war, wurden nach einer Weile stärker die Gemeinsamkeiten unter Frauen in Abgrenzung zu ihren Kollegen deutlich. Viele Frauen spürten, daß die Strukturen ihres Berufes und der Institution tiefgreifend patriarchal geprägt sind. Sie wurden in besonderer Weise sensibel dafür, diese Strukturen - beispielsweise in der liturgischen Tradition oder im Pastorenbild mit der zuarbeitenden Ehefrau - zu analysieren, weil sie eine Diskrepanz zu ihrer Person erlebten.¹³ Dies einte Frauen und ließ Solidaritäten und Reflexionsecken entstehen, um

zunächst unter Frauen zu überlegen, was es bedeutet, Pastorin zu sein.

Parallel zu der lebenspraktischen Erfahrung, daß nach dem Erreichen der Gleichberechtigung die Differenz zwischen den Geschlechtern stärker in den Vordergrund trat, erfolgte ein Wandel in der feministischen Theoriebildung. Im Kampf um gleiche Rechte für Frauen wurde im wesentlichen mit dem "*Gleichheitsfeminismus*" argumentiert, der die Gemeinsamkeiten zwischen den Geschlechtern betont. Biologischen Unterschieden wird nach diesem Konzept eine weit geringere Bedeutung beigemessen, als dies gesellschaftlich üblich ist. Die Ziele gleichheitsfeministischer Bemühungen sind entsprechend die Emanzipation der Frau als Befreiung von den Normen traditioneller Weiblichkeit, die Ermöglichung von Selbstbestimmung und die Chancengleichheit von Männern und Frauen.

Als deutlich wurde, daß die rechtliche Gleichstellung allein die faktische Benachteiligung von Frauen nicht aufhebt, wurden die real existierenden Unterschiede zwischen Frauen und Männern auch in der Theorie stärker reflektiert, womit sich der "*Differenzfeminismus*" etablierte. Dieser folgt der gesellschaftlichen Tendenz, einen spezifischen 'weiblichen Sozialcharakter' anzunehmen, wertet den jedoch auf und fordert von diesem ausgehend eine gesamtgesellschaftliche - bzw. gesamtkirchliche - Veränderung. Den 'männlichen' Werten wie beispielsweise Rationalität, Autonomie, Überlegenheit oder lineares Denken werden alternative 'weibliche' Werte wie Emotionalität, Beziehungsfähigkeit, Fürsorge und zyklisches Denken, deren Herkunft meist sozialisationsbedingt, seltener biologisch begründet wird. Frauen sollten nach diesem Konzept ihre eigenen Eigenschaften und Fähigkeiten entfalten, statt sich an die männlichen Werte anzupassen. Die Gemeinsamkeiten von Frauen begründen ihre Solidarität untereinander, die sie zur Vergewisserung ihrer Identität und zur Entwicklung ihrer Stärken brauchen. Diese Schwesternschaft ermöglicht den Kampf gegen patriarchale Strukturen in der Gesellschaft - und ebenso in der Kirche -, die Frauen und die 'weibliche' Denk- und Lebensweise abwerten und unterdrücken.

In den späten neunziger Jahren bedeutet 'Frau sein' in der Kirche nicht mehr 'Frau sein gegen', vor allem nicht mehr gegen hart verteidigte patriarchale Strukturen, da diese sich teils gewandelt haben, teils nicht mehr so stark verteidigt werden. Das kritische

Bewußtsein gegenüber kirchlichen Strukturen ist auch unter Männern gewachsen, nicht zuletzt aufgrund des Einflusses der Frauenbewegung. Die gegenwärtige kirchliche Krisensituation, in der allgemein die traditionellen Bilder und Strukturen kritisch befragt werden, läßt - besonders in der Großstadt - auch für Männer die traditionelle pastorale Rolle fragwürdig werden. Dies eröffnet die Chance, geschlechterübergreifend Kritik an patriarchalen Strukturen zu üben. Allerdings findet sich in dieser Diskussion auch die Tendenz zu einer stärkeren Hierarchisierung sowohl in liturgischer wie in organisatorischer Hinsicht - wieweit diese Richtung geschlechtsgebunden ist, wäre interessant zu untersuchen. Dennoch ist festzuhalten, daß die jüngere Generation von Pastorinnen Solidarität und Unterstützung von Kollegen erlebt, und dies nicht mehr nur von Vaterfiguren, wie dies für die ältere Generation häufig der Fall war, sondern auch von 'Brüdern'. Denn auch die männliche Rolle hat sich im Zuge der Veränderungen auf Seiten der Frauen gewandelt. Andererseits sind gerade Männer in untraditionellen Mustern häufig kritischen Fragen ausgesetzt. Wenn Männer beispielsweise gefragt werden, ob eine halbe Stelle sie denn ausfüllt oder wie sie damit umgehen, wenn ihre Frau in der beruflichen Hierarchie über ihnen steht, verdeutlicht dies die nach wie vor reduzierten Erwartungen an beide Geschlechter. Dabei haben Frauen wie Männer mit den erweiterten Möglichkeiten und Handlungsspielräumen die Chance, ein breiteres Spektrum von Eigenschaften und Verhaltensweisen zu entwickeln, als dies eine klassische 'weibliche' oder 'männliche' Identität vorsieht. Frauen sind zunehmend weniger auf Eigenschaften wie Verbundenheit, Kompromißfähigkeit, Anpassung etc. festlegbar, obwohl diese immer noch in höherem Maße bei ihnen zu finden sein dürften als bei Männern. Wenn hier auch in besonderem Maße die 'Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen' gilt, kann gerade unter Akademikerinnen immer weniger von einer geschlossenen und inhaltlich benennbaren 'weiblichen Identität' gesprochen werden. Es ist zur Aufgabe geworden, das eigene Ich aus Versatzstücken aus der - widersprüchlichen - psychosozialen Situation zusammenzubauen. Vielleicht ist dies für Pastorinnen - und übrigens auch für Pastoren - mit den vielfältigen und teils konträren Erwartungen, die an sie gestellt werden, besonders wichtig.

Diese Ausdifferenzierung bei beiden Geschlechtern läßt es einleuchtend erscheinen, daß das Geschlecht als Kategorie weniger

dominant in Erscheinung tritt als in den siebziger Jahren, denn die Fragestellungen und Grenzlinien verlaufen nicht mehr so eindeutig zwischen Frauen und Männern. Andererseits besitzt diese Fragestellung nach wie vor Relevanz. Für bestimmte Erfahrungen sind nach wie vor Reflexionsecken für Frauen nötig (wie auch der Austausch von Männern untereinander durchaus sinnvoll ist), um diese dann wieder in den Dialog einzubringen. Immer noch sind Frauen aufgrund ihrer Geschichte im Patriarchat in besonderem Maße sensibel für patriarchale Strukturen und daher berufen, sie kenntlich zu machen mit den Beschädigungen, die sie für Frauen und für Männer verursachen. In ihren Bemühungen um Veränderungen können Männer aber durchaus zu Verbündeten werden. Dies gilt vielleicht in besonderem Maße, aber nicht nur, für homosexuelle Männer, die ebenfalls in erheblichen Maße unter den mit Heterosexualität konnotierten patriarchalen Strukturen leiden. Verbindungen unterschiedlicher Art sind nötig, die Rückhalt und Stärkung geben, aber auch Auseinandersetzungen erfordern können. Dies beginnt damit, zum PastorInnenkonvent zu gehen, aber den Theologinnenkonvent nicht zu versäumen und führt weiter zu Reflexionen, mit wem sich welche Interessen treffen können. Solche 'Koalitionen', die vielleicht gelegentlich auch nur partiell und zweckgebunden sein können, bergen viele Chancen. Gleichzeitig erhöhen sie aber die Unübersichtlichkeit und erschweren die Diskussionslage. Die faktische Ausdifferenzierung erfordert eine differenzierte Wahrnehmung und Handlungsweise, birgt aber auch die Gefahr der Verwässerung und der Handlungsunfähigkeit. Viele Pastorinnen besitzen im Moment wohl keine eindeutige Heimat, weder in der traditionellen, aber im Wandel befindlichen Institution Kirche noch in der zweiten Frauenbewegung. Vielleicht kann es in der Gegenwart aber auch allgemein immer nur mehrere und partielle Heimaten geben.

Diese Entwicklung im Verhältnis der Geschlechter in der Kirche wie gesamtgesellschaftlich findet nun ebenfalls ihre Parallele in der feministischen Theorie. Im Zuge der Betonung der Solidarität treten die Unterschiede zwischen Frauen zunehmend stärker hervor, mit den Veränderungen im gesellschaftlichen Bewußtsein werden zudem die Differenzen zwischen den Geschlechtern relativiert. Der in den letzten Jahren entstandene "*dekonstruktive*" Feminismus wirft dem Differenzfeminismus vor, daß sein Beharren auf wesensmäßigen Unterschieden die Rollenfestlegungen und Einengungen der Geschlechter fortschreibe. Zudem

werde das Postulat 'der Frau' oder 'der Weiblichkeit' den realen Frauen in ihrer Vielfältigkeit nicht gerecht und ließe sie hinter der einen großen Differenz zwischen Mann und Frau verschwinden. Statt von 'Weiblichkeit' und 'Männlichkeit' als Gegebenheiten auszugehen, fragt der dekonstruktive Feminismus nach den Bedingungen und Machtkonstellationen ihrer gesellschaftlichen Produktion. Die gesellschaftliche Orientierung an der Zweigeschlechtlichkeit als solche wird hinterfragt und betont, daß das Geschlecht auf unterschiedlichen Ebenen (hormonell, chromosomal, nach primären und sekundären Geschlechtsmerkmalen) bestimmt werden kann, die sich nicht unbedingt entsprechen und immer nur ein 'mehr' oder 'weniger' zwischen zwei Polen bezeichnen. Die Kategorisierung nach genau zwei Geschlechtern und die Notwendigkeit der Abgrenzung zum jeweils anderen Geschlecht lege die Menschen auf Identitäten fest, die sie einengen und in ihren Entfaltungsmöglichkeiten beschneiden. Damit soll nicht behauptet werden, daß den Menschen in der Frage der Geschlechtsidentität prinzipiell jede Möglichkeit offensteht, wohl aber, daß die theoretisch vorhandenen Möglichkeiten gesellschaftlich erheblich beschränkt werden. Eine universale 'weibliche Identität' wird also nicht mehr angenommen, da diese zum einen unrealistisch erscheint, zum anderen aber eine inhaltliche Bestimmung von Weiblichkeit vornimmt, die die individuellen Unterschiede einebnet und Frauen damit erneut unterdrückt. Ebenso wenig kann von einer einheitlichen Unterdrückungsform wie 'dem Patriarchat' ausgegangen werden, sondern es muß konkret nach dem jeweiligen historischen, kulturellen und individuellen Kontext gefragt werden, in dem die Rolle von Frauen sehr verschieden sein kann. Von einer weiblichen Identität Abstand zu nehmen, wirkt zum einen persönlich verunsichernd und erschwert gemeinsames und solidarisches Handeln von Frauen gegen nach wie vor existierende Benachteiligung. Die Möglichkeit einer flexibleren und offeneren Geschlechtsidentität kann aber auch Freiräume für die persönliche Entwicklung eröffnen und wird der realen Situation von Frauen eher gerecht, indem Frauen nicht mehr auf ihre Gemeinsamkeiten und eine 'Frauenecke' festgelegt werden. Zudem öffnet sich mit dem dekonstruktiven Feminismus der Blick stärker für beide Geschlechter und die Möglichkeit der Solidarität zwischen Frauen und Männern, da keine unüberwindliche Differenz mehr zwischen ihnen angenommen wird. Nach wie vor bestehende Benachteiligung

gungen werden eher als Frage von Strukturen und Macht-konstellationen als aus dem Blickwinkel von wesensmäßigen Unterschieden analysiert.

Möglicherweise deutet sich damit bereits für den Feminismus eine Tendenz an, wie sie viele andere bahnbrechende Entwicklungen im mitteleuropäischen Kulturkreis erlebt haben: Die Verästelungen und Weiterentwicklung werden so stark, daß die ursprüngliche Entdeckung kaum noch als solche zu erkennen ist. Dies muß die ursprüngliche Entdeckung nicht verleugnen, sondern kann ihre Veränderung gemäß den Fragestellungen und Bedürfnissen der nächsten Generationen bedeuten. Für den Feminismus wird weiterhin die Aufgabe bestehen, ihn gemäß der - hoffentlich fortschreitenden - Veränderungen in der psychosozialen Situation von Frauen und Männern und den Wandlungen in Kirche und Gesellschaft umzuformen, ohne seine Ideale und Errungenschaften aufzugeben. Vielleicht muß mittelfristig die Vokabel "Feminismus", die nicht nur sprachlich, sondern auch ideengeschichtlich auf Frauen konzentriert ist, durch eine beide Geschlechter umfassende Vokabel ersetzt werden, mit dem sich Männer wie Frauen identifizieren können. Die Bedeutung der Kategorie Geschlecht muß in dieser Entwicklung einerseits relativiert werden, andererseits ihre bislang faktisch bestehende Relevanz aber aufgezeigt werden, um die Zuschreibungen letztendlich zu überwinden. Ziel ist damit, die begonnene Befreiung von Frauen wie Männern aus festgelegten Rollenmustern zu vollenden und eine Kirche zu gestalten, in der unterschiedliche Menschen mit unterschiedlichen Begabungen und Fähigkeiten ihren Ort haben - nicht nur in der Großstadt.

Anmerkungen

¹ So wurde Anfang der neunziger Jahre auch in Schaumburg-Lippe die Frauenordination eingeführt. Kürzlich wurde in Bayern der sog. 'Gewissensparagraf' abgeschafft, der Pastoren, die vor der Einführung der Frauenordination ordiniert wurden, das Recht zusprach, die Zusammenarbeit mit einer Kollegin abzulehnen.

² So betitelte die Nordelbische Kirchenzeitung vom 1.7.1994 einen Artikel mit "Nordelbien ist Frauenkirche".

³ Die Frage nach den Chancen und Einflußmöglichkeiten von Frauen beschränkt sich selbstverständlich nicht auf die - gesamtkirchlich gesehen - kleine Gruppe von Pastorinnen. Wir beziehen uns in diesem Artikel in erster Linie auf diese, da das komplexe Feld zum einen ansonsten vollends unüberschaubar würde, zum anderen an dieser Berufsgruppe aufgrund ihres Symbolcharakters exemplarisch Entwicklungen beschrieben werden können.

⁴ Wenn nicht anders angegeben, stellte uns die statistischen Angaben dankenswerterweise das Frauenreferat der Nordelbischen Kirche zur Verfügung, sie beziehen sich auf den Stand von Dezember 1996.

⁵ Enzner-Probst, Brigitte: Pfarrerin. Als Frau in einem Männerberuf, Stuttgart u.a. 1995, 207, Anm. 43.

⁶ Vgl. die Nordelbische Kirchenzeitung vom 1.3.1996.

⁷ Berufssoziologisch wird zwischen einer "extremen Minderheit" von 0-10% und einer "relativen Minderheit" von 10-20% unterschieden, vgl. Enzner-Probst 205, Anm.2.

⁸ Vgl. Wagner-Rau, Ulrike: Zwischen Vaterwelt und Feminismus. Eine Studie zur pastoralen Identität von Frauen, Gütersloh 1992, 188.

⁹ Enzner-Probst 188.

¹⁰ Wagner-Rau 193f., vgl. Enzner-Probst 178.

¹¹ Vgl. Wagner-Rau 182 und 188.

¹² Enzner-Probst 178.

¹³ Vgl. Wagner-Rau 29ff., 95ff.5.